

Leseprobe aus:

Jennifer McVeigh
Das Leuchten des Fieberbaums



© 2013 by Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin
Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf ullstein-buchverlage.de

Jennifer McVeigh

Das Leuchten des
Fieberbaums

Roman

Aus dem Englischen von
Nina Bader

Ullstein

KAPITEL I

Im Juni hatte sie erstmals Anzeichen dafür bemerkt, dass ihr Vater sich nicht wohl fühlte.

Frances erwachte mitten in der Nacht und starrte lauschend ins Dunkel. Das Haus bewahrte einen Moment lang sein Schweigen, dann stieß es in einem Gemurmel leiser Stimmen, die vom Treppenabsatz heraufwehten, den Atem aus. Sie zog ein Schultertuch von ihrem Bett und stieß die Tür auf. »Lotta?«, rief sie nach unten. Einen Moment lang herrschte Stille, dann knarrten die Stufen unter Lottas Gewicht, und eine Kerzenflamme tanzte auf und ab. Ein weißes Nachthemd bauschte sich im Luftzug, dann erschien das breite, gutmütige Gesicht des Hausmädchens im Türrahmen.

»Es ist Ihr Vater, Miss. Er ist zurück, aber er ist nicht wie sonst.« Sie drängte sich an Frances vorbei in das Schlafzimmer.

»Was soll das heißen?« Frances sah zu, wie sich Lotta über die Kerze beugte. Die Brust der älteren Frau hob und senkte sich wie ein Blasebalg; die Flamme flackerte bei ihren Atemzügen. Licht zuckte auf, als ein Wachsstäbchen entzündet wurde, und Lotta hielt die Flamme an den Docht der Kerze, die auf dem Kaminsims stand, und brachte sie Frances.

»Was stimmt denn nicht mit ihm?«, hakte Frances nach, dabei umfasste sie Lottas Handgelenk.

Heißes Wachs ergoss sich über ihre Hände. Lotta zuckte vor Schmerz zusammen und wich zurück. »Ich weiß es nicht genau. Ein Kutscher hat ihn gebracht. Sagte, er hätte einen Kollaps gehabt.«

Frances hatte Mühe, das zu glauben. Sie konnte ihren Vater, diese Verkörperung urwüchsiger Kraft, nicht mit einem Zusammenbruch in Verbindung bringen. Er war in jeder Hinsicht ein starker Mann. Der Botenjunge, so sagten die Leute, der sein Möbelimperium aus dem Nichts heraus aufgebaut hatte wie ein Zauberer, der Banknoten aus den Taschen von Bettlern zieht.

Sie nahm Lotta die Kerze aus der Hand und ging ins Erdgeschoss hinunter. Ihre Füße tappten über das kühle Linoleum des Flurs. Ihr Vater war in seinem Arbeitszimmer, saß neben dem kalten Kamin in einem Sessel. Sein Hemd war aufgeknöpft, und grau melierte Bartstoppeln überwucherten schon die tiefen Furchen, die sich über seine Wangen zogen. Vor dem Hintergrund der grünen Wände und der schimmernden Rosenholzmöbel wirkte er blass, aber bei ihrem Anblick breitete sich ein Lächeln über sein Gesicht. Er war erschöpft, entschied sie erleichtert, aber ansonsten fehlte ihm nichts. Ein Glas Brandy hing lässig in seiner Hand. Wenn es sich noch weiter neigte, würde der Inhalt auf den Teppich tropfen. Seine Brust war entblößt, und sie stellte fest, dass sein Körper kleiner und kompakter aussah, als sie es in Erinnerung hatte, so, als habe im Alter ein Schrumpfungsprozess eingesetzt. Als Kind hatte sie seine körperliche Kraft bewundert, den eisernen Griff seiner Hände, wenn er sie auf seinen Schoß gehoben hatte.

»Ah, Frances. Ich hatte Lotta gebeten, dich nicht zu wecken.« Zur Entschuldigung dafür, dass er nicht aufstand, hielt er ihr eine Hand hin. Er war zwei Wochen

geschäftlich verweist gewesen, und es tat gut, ihn wieder im Haus zu haben.

»Wann bist du zurückgekommen? Bist du krank?«

»Ganz und gar nicht. Nur ein bisschen müde.«

Vielleicht war er ja selbst daran schuld, dachte sie plötzlich. »Hast du getrunken?«

Ihr Vater lachte, ein tiefes, sonores Lachen, das ihre Ängste beschwichtigte und ihr unwillkürlich ein Lächeln entlockte. Er blickte zu dem Sessel hinüber, der seinem gegenüberstand. »Da sehen Sie, was für scharfe Augen meine Tochter hat, Matthews.«

Frances drehte sich um. Sie hatte den Mann gar nicht bemerkt, der im Sessel hinter ihr auf der anderen Seite des Kamins saß. Er hatte ein eckiges Gesicht mit angenehmen Zügen, eine schmale Stirn und geöltes braunes Haar, das um die Ohren herum kurz gestutzt war. Sie brauchte einen Moment, um ihn zu erkennen, doch als er aufstand und auf sie zutrat, erinnerte sie sich wieder. »Mr Matthews.«

»Du musst jetzt Dr. Matthews zu ihm sagen«, berichtete ihr Vater.

»Natürlich.« Er war ein Cousin väterlicherseits, der als Junge einige Monate bei ihnen verbracht hatte. Er trug noch immer dieselbe todernde Miene zur Schau wie damals als Kind. »Wo ist Dr. Firth?«

»Dr. Firth ist nicht in der Stadt«, erwiderte Edwin Matthews mit seiner ruhigen, gleichmäßigen Stimme. Schon mit sechzehn hatte er geklungen wie ein Lehrer, der eine Unterrichtsstunde erteilt.

Frances stand mit dem Rücken zum Kamin auf den Bodendielen neben dem Sessel ihres Vaters. Ihre Füße berührten den Teppichrand. Das dunkle, polierte Eichenholz fühlte sich unter ihren Sohlen rau an, und sie rieb mit dem großen Zeh über den Kopf eines Nagels. Sie war

nicht angemessen angezogen, und sie fröstelte in ihrem Nachthemd. Außerdem hatte sie das Gefühl, ein privates Gespräch gestört zu haben. Das Schweigen der beiden Männer erschien ihr wie eine Aufforderung, den Raum zu verlassen. Wahrscheinlich sollte sie Edwin Matthews dankbar sein, weil er mitten in der Nacht gekommen war, um nach ihrem Vater zu sehen, aber sie empfand nur Enttäuschung. Sie hatte ihren Vater lange nicht gesehen und hätte gern allein und ungestört mit ihm geredet.

»Jetzt bist du ja wieder da«, sagte sie zu ihm. »Und wir werden dafür sorgen, dass du auf deine Gesundheit achtest.«

»Frances, es geht mir gut.« Mit plötzlich aufwallender Ungeduld winkte er ab. »Und du solltest wieder ins Bett gehen. Ich bin überarbeitet, das ist alles, und ich habe einen Arzt gerufen, damit er mir ein Schlafmittel gibt.«

Sie erwiderte nichts darauf, sondern musterte ihn einen Moment lang forschend. Er hob sein Glas, wie um ihr zu verstehen zu geben, dass sie den Bogen nicht überspannen und ihn allein lassen sollte, aber seine Hand zitterte, als er es an die Lippen führte. Von einem Kollaps hatte er nichts gesagt. Vielleicht übertrieb Lotta. Wie dem auch sei, sie würde nicht weiter nachbohren, zumindest jetzt nicht. Sie beugte sich zu ihm, küsste ihn erneut und ging wieder nach oben.

Auf dem Treppenabsatz vor dem Zimmer ihres Vaters blieb sie stehen. Lotta schlug gerade die Bettdecke zurück. »Ich möchte noch kurz mit dem Doktor sprechen, wenn mein Vater zu Bett gegangen ist. Würdest du ihn bitten, zu warten?«

Ihr Schlafzimmerfenster schimmerte blass und kalt hinter den Vorhängen. Sie nahm ihren Schal von der Stuhllehne, trat hinter die roten Damastfalten und blickte auf die Stra-

ße hinunter. Es hatte aufgehört zu regnen. Alles war vollkommen ruhig. Noch zu früh für die Fleischerlehrlinge in ihren blauen Schürzen. Die Laterne am Ende der Straße verströmte in dem milchigen Nebel ein stumpfes gelbes Licht, und sie sah zu, wie sich ein Laternenanzünder aus dem schimmernden Halbdunkel löste, seine Leiter gegen das Querstück lehnte und die Gasuhr abdrehte. Die Flamme schrumpfte zu einem orangefarbenen Ball, flackerte und erlosch. Er hielt einen Moment inne, eine Hand gegen den Pfosten gelegt, und blickte über die hinter ihm liegende Straße hinweg, als warte er darauf, dass die Stadt sich rührte und den Schlaf abschüttelte.

Das Kerzenwachs hatte auf ihrem Handrücken einen glatten, harten Film gebildet. Als sie die Faust ballte, zerbrach er, und die kleinen Stücke rieselten auf den Teppich. Sie fuhr mit dem Finger über die verbrannte, gerötete Haut und hinunter zu ihrem weichen Handgelenk. Ihr Puls schlug rasch und unruhig; ein Widerhall des Pochens in ihrer Brust. Was, wenn er ernsthaft krank war? Diese Angst hatte sie schon als Kind wach gehalten, denn seine dröhnende Stimme und seine unerschütterliche Ruhe waren das Einzige gewesen, was nach dem Tod ihrer Mutter die Düsternis und Stille des Hauses durchdrang.

Nach einem Moment trat sie hinter dem Vorhang hervor und entzündete die Lampe auf ihrem Toilettentisch, die ein Durcheinander von Bürsten und Kämmen, Parfümfläschchen, duftenden Ölen und chinesischen Puderdöschen beleuchtete. Sie bürstete sich das Haar, bis es ihr in einer knisternden, feurigen Flut kupferfarbener Locken über den Rücken fiel, dann befeuchtete sie es mit Lavendelwasser und flocht es zu einem langen Zopf. Ihr Abbild blickte ihr aus dem Spiegel auf dem Tisch entgegen. Mit neunzehn Jahren müsste ihr das Leben doch eigentlich

unzählige Möglichkeiten bieten, doch stattdessen hatte sie das Gefühl, daran zu ersticken. Sie schüttelte leicht den Kopf, fuhr sich mit der Hand über ihren Zopf und sah im Spiegel die beiden Porzellanpuppen, ein Geschenk ihres Vaters, auf einem Stuhl neben dem Bett sitzen. Sie starrten sie mit ihren Glasaugen an, und durch ihre halb geöffneten Lippen atmeten sie Stille.

Lotta klopfte an die Tür. »Der Doktor erwartet Sie, Miss.«

Er war in das Morgenzimmer im Erdgeschoss geführt worden, und dort fand sie ihn mit dem Hut in den Händen zum Gehen bereit am Fenster vor.

»Wie geht es meinem Vater?«

»Er schläft.« Er kam ein paar Schritte auf sie zu. »Ich habe mich darauf gefreut, Sie wiederzusehen, Miss Irvine, auch wenn ich mir dafür angenehmere Umstände gewünscht hätte.« Seine Wärme beunruhigte sie, sie fand sie bedrohlich, obwohl sie nicht hätte sagen können, warum. In dem Halblicht, das mit warmem Schimmer durch das grüne Glas des Fensters zum Garten fiel, wirkten seine vermutlich grauen Augen sehr hell. Sie waren eindringlich, wachsam und glänzend – ohne sie hätte sein Gesicht maskenhaft gewirkt. Sie hielt ihn nicht für einen gutaussehenden Mann – vielleicht blickte er zu ernst drein, um attraktiv zu sein –, aber er strahlte eine gewisse Intensität aus, die Aufmerksamkeit verlangte.

»Muss ich mir Sorgen machen?«, fragte sie, und als er keine Antwort gab: »Dr. Matthews, sagen Sie mir die Wahrheit – fehlt ihm etwas?«

Der Arzt stand reglos da, wirkte fast wie eine Silhouette vor dem Fenster, und die Fingerspitzen einer gewölbten Hand ruhten auf der Ecke ihres Schreibtischs. Etwas selt-

sam Stoisches schien von ihm auszugehen. Als das Licht auf die Konturen seines Gesichts fiel, bemerkte sie, dass seine Haut aschfahl war und er abgespannt aussah. Er musste die ganze Nacht auf den Beinen gewesen sein. Er leckte sich über die Lippen, um sie anzufeuchten. »Ich glaube, er leidet unter nervöser Erschöpfung.«

»Nervöser Erschöpfung?« Sie lachte auf. »Sind Sie sicher, dass es nichts Ernsteres ist?«

Er erwiderte nichts darauf.

»Sie kennen meinen Vater nicht, Dr. Matthews. Er ist nicht nervös veranlagt.«

»Das sind diese Art Patienten häufig nicht.«

»Und was hat Ihrer professionellen Meinung nach zu dieser Erschöpfung geführt?«

»Miss Irvine, Sie sollten noch etwas schlafen.« Er berührte leicht ihren Oberarm. »Es hat keinen Sinn, sich mit Sorgen zu plagen.«

Sie fröstelte und entzog sich seiner Hand, die vielleicht nur aus beruflicher Gewohnheit auf ihrem Arm lag, aber dennoch eine gewisse Intimität zwischen ihnen zu schaffen schien. Sie bereute, sich nicht angekleidet zu haben, bevor sie heruntergekommen war. »Danke, aber mir geht es gut.«

Einen Moment später fügte sie hinzu: »Dr. Matthews, was meinen Vater betrifft, betrifft auch mich.«

»Ich nehme an, ich kann Ihnen nichts über ihn erzählen, was Sie nicht schon wissen.«

Dr. Matthews mochte annehmen, was er wollte, aber in diesem Punkt irrte er sich. Über das Leben ihres Vaters, das sich außerhalb des Hauses abspielte, wusste sie sehr wenig.

»Ich wüsste gern, ob er Ihnen irgendetwas gesagt hat.«

»Ihr Vater und ich haben uns eine Weile unterhalten, aber hauptsächlich über Minen in Kimberley.«

»Hat er in Kohle investiert?«

»Nein.« Er lachte kurz und trocken auf. »Diamantminen, und er hat keinerlei Investitionen erwähnt. Kimberley liegt in Südafrika. Ich lebe am Kap.«

Sie errötete. Natürlich, Kimberley war die berühmte Diamantminenstadt.

»Wer hat die hier gemalt?« Edwin hatte nach den Aquarellen mit den Rosen ihres Vaters darauf gegriffen, die auf dem Schreibtisch verstreut lagen.

»Ich.« Das schlechte Wetter hatte sie gezwungen, im Haus zu bleiben, und sie hatte den größten Teil der vergangenen zwei Wochen im Morgenzimmer an ihrer Staffelei verbracht. Es waren nur wenige Besucher gekommen, und ihre Zeit war bestimmt gewesen vom Tupfen des Pinsels, den sie in einem Glas säuberte, und den gedämpften Stimmen der Händler, die von der Küche heraufklangen.

»Sie sind sehr gut.« Dann musterte er sie selbst so eingehend, als wolle er ebenfalls eine Beurteilung zu ihren Gunsten abgeben, und sie spürte einen altvertrauten Ärger in sich aufsteigen. Diese Arroganz hatte er schon als Kind an den Tag gelegt; er beurteilte die Welt ausschließlich nach seinen eigenen Kriterien.

»Haben Sie das Malen gelernt?«, erkundigte er sich.

»Ein wenig.« Sie zuckte die Achseln. »Aber nur Porträts. Ich male lieber Pflanzen.« Frances liebte die akribische Aufgabe, jedes Detail – Adern, Härchen und Farbveränderungen, die die meisten Betrachter gar nicht wahrnahmen – auf das Papier zu übertragen. Ein Bild war immer ein Kompromiss. Es sah dem, was man malte, so wenig ähnlich, aber in den Unterschieden – den Bemühungen, Wirkung zu erzielen – lag seine Schönheit. Sie deutete auf ein paar Blumen in einer Vase auf dem Tisch. »Die Rosen meines Vaters. Sind sie nicht herrlich?«

»Mag sein, aber ich habe gezüchtete Pflanzen noch nie gemocht. Ihre Schönheit wirkt irgendwie künstlich und übertrieben.« Er hielt inne. »Sie sind sozusagen überdekorativ.«

»Aber trotzdem prachtvoll.«

»Ich kann solcher Pracht nichts abgewinnen, wenn der Preis dafür Sterilität ist.« Er zeigte auf eines ihrer Bilder. »Diese Rosen werden aus Setzlingen gezüchtet, weil sie sich nicht selbst fortpflanzen können. Sie werden auf die stärkeren Wurzeln anderer Pflanzen gepfropft und von einem Gärtner in einer perfekt kontrollierten Umwelt gehegt und gepflegt. Darwin hat sie als Monstrositäten bezeichnet, als Abweichungen ihres natürlichen Vorkommens in der Natur.«

»Was wäre, wenn man sie in der Wildnis wachsen lassen würde?«, fragte sie neugierig.

»Sie würden entweder eingehen oder zu ihrer natürlichen Form zurückfinden.« Er legte das Bild weg. »Aber jetzt sollte ich Sie noch etwas schlafen lassen.« Als er zur Tür ging, hielt sie ihn zurück. Sie wollte ihn nicht ohne eine Erklärung gehen lassen.

»Ich kann mir nicht vorstellen, was zu seinem Zustand geführt haben könnte«, beharrte sie. »Ich habe noch nie erlebt, dass mein Vater unter Druck gestanden hätte. Er hat auch vor nichts Angst.«

»Wir haben alle vor irgendetwas Angst, Miss Irvine«, versetzte Edwin ruhig. Sein kühler Blick wanderte über sie hinweg. »Einige von uns können es nur besser verbergen als andere.«

Seine Worte lösten eine Welle der Furcht in ihr aus. Als er gegangen war, spürte sie, wie diese Furcht wuchs, sich wie kalte Ranken um ihre Rippen wand, und sich in ihre Erschöpfung tiefe Traurigkeit mischte.

KAPITEL 2

Frances' Vater hatte sich bei der Heirat mit ihrer Mutter so gut es ihm möglich gewesen war um Respektabilität bemüht. Sie hatten ein kleines Cottage in St. John's Wood gehabt, zwar keine Kutsche, dafür aber ein Hausmädchen, das sich von früh bis spät abrackerte, damit das Haus nicht verkam.

An Frances' sechstem Geburtstag mietete ihr Vater eine Kutsche. Der Himmel war strahlend blau, die Straßen glänzten vom nächtlichen Regen, und sie rollten durch die weiten, offenen Flächen von Kensington, vorbei an halb fertiggestellten Straßen und Feldern, die sich unter den Rädern der Bauarbeiterkarren in Schlamm verwandelt hatten, und vorbei an Holzhändlern, Geröllhaufen und Ziegelbrennöfen, die genauso heiß und muffig rochen wie die, in denen Brot gebacken wurde. Überall erklangen Baustellengeräusche, Arbeiter riefen sich etwas zu, und Eimer schepperten, wenn sie an Gerüsten hochgezogen wurden. Ihre Mutter musste da bereits krank gewesen sein, denn Frances erinnerte sich, dass ihre freudige Aufregung durch die Sorge um sie, ihr blasses Gesicht und die tiefen Schatten unter ihren Augen gemindert worden war, die sie jedes Mal gequält zukniff, wenn die Kutsche durch ein Schlagloch rumpelte.

Sie hielten vor einem großen Reihenhaus mit Stuckfront, und ihr Vater stellte sie einem untersetzten, vier-

schrötigen Iren mit breitem Lächeln vor, der in demselben weichen, gutturalen Akzent wie er selber sprach. »Kerrick, du musst alles tun, was Frances dir sagt.« Und Kerrick führte sie zu den beiden Grauen, die mit samtigen Lippen an ihren Fingern knabberten und heiß in ihr Haar schnaubten. Als sie fragte, wem das Haus gehörte, lachte ihr Vater und sagte, es sei ihres.

Acht Monate später starb ihre Mutter, und das Haus, das so viel Glück verheißen hatte, wurde zu einem Ort der Trauer und des stummen Vorwurfs. Frances vermutete, dass ihr Vater genauso litt wie sie selbst, aber es war schwer, sich in diesem Punkt sicher zu sein. Nach der Beerdigung sprach er nie mehr über ihren Tod, und obwohl es vieles gab, was sie gerne über ihre Mutter gewusst hätte – warum sie lungenkrank geworden war oder ob sie große Schmerzen gelitten hatte –, wagte sie nicht zu fragen. Auf Anweisung ihres Vaters wurden sämtliche Spuren ihrer Mutter getilgt. Schränke wurden geleert, Fotos abgenommen und ihre Briefe und Tagebücher aus dem Morgenzimmer entfernt. Der lange Salon, den Frances in ihrer Phantasie mit elegant gekleideten Damen vor den vergoldeten Spiegeln bevölkert hatte, wurde abgeschlossen. Ihr Vater arbeitete viel und kam nur unregelmäßig nach Hause. Sein Leben drehte sich um das Geschäft, und wenn er, was selten vorkam, Gäste mitbrachte, dann handelte es sich um Kunden, die mit ihm hinter verschlossener Tür rauchend und diskutierend in seinem Arbeitszimmer saßen.

Jeden Morgen kam ein Hauslehrer, der ihr Mathematik, Geographie und etwas Latein beibrachte. Er machte sie mit Aquarellfarben bekannt und lehrte sie die Grundbegriffe der Malerei, und sie verbrauchte Berge von Papier, bis sie begriff, dass es bei Farben vor allem auf die Feinheiten ankam. Ihre Kinderfrau verbrachte lange Nachmittage mit

ihr im Spielzimmer, wo sie Kissen für die Aussteuer ihrer Nichte bestickte. Sie versuchte, Frances dazu zu bringen, es ihr gleichzutun, bestand aber nicht darauf, weil Mr Irvine ihr gesagt hatte, sie solle seine Tochter zu nichts zwingen, was diese nicht wollte.

Nachmittags streifte Frances durch das Haus; entdeckte seltsame Ecken und Winkel, in die sie sich zurückziehen und ihre Gedanken zusammen mit den Staubkörnchen durch die hohen Räume schweben lassen konnte. Wenn sie jetzt als Erwachsene über das Haus nachdachte, sah sie es aus dem eigenartigen Blickwinkel ihrer Kindheit. Eine vom Alter verzogene Schranktür, die sie von innen schließen konnte, oder der Esszimmertisch, der, rau und unbehandelt auf der Unterseite, dem Deckel eines Sarges glich, und die gedrechselten Beine der georgianischen Stühle, die sie einschlossen, die muskulösen Waden zahlreicher Gäste.

Die Familie ihrer Mutter, die Hamiltons, lebten in Mayfair, aber sie lernte sie erst einige Jahre nach dem Tod ihrer Mutter kennen. Sie hielten nichts von ihrem Vater mit seinem irischen Blut und seinen fragwürdigen Beziehungen und weigerten sich daher, Frances zu empfangen. Wie sie später erfuhr, hatte ihr Vater in der Hoffnung, seiner Tochter Vorteile für die Zukunft zu verschaffen, beharrlich versucht, eine Versöhnung der beiden Familien herbeizuführen, und schließlich hatten die Hamiltons eingelenkt. Als Frances neun war, wurde sie zu einem Besuch bei ihren Cousinen Lucille und Victoria aufgefordert. Sie war nervös und glaubte nicht, einen guten Eindruck hinterlassen zu haben, doch die Einladung wurde wiederholt, und danach sah sie die Hamiltons einmal im Monat, obwohl die stillschweigende Übereinkunft bestand, dass diese Besuche nicht erwidert wurden.

Ein paar Monate nach der ersten Begegnung mit den Hamiltons blickte sie eines Abends beim Dinner auf und sah, dass ihr Vater sie anstarrte. Sie kaute gerade an einem auf die Gabel gespießten Stück Fleisch. Seine Oberlippe kräuselte sich angewidert. »Frances, hast du deine Manieren vergessen?«

Ihr war bewusst, dass sie etwas falsch gemacht haben musste, aber sie wusste nicht, was.

»Dein Messer. Willst du es nicht benutzen?«

Sie blickte auf ihr Messer hinunter und lief rot an. Sie hatte es noch nie benutzt, nicht zum Essen, aber er hatte sie deswegen auch noch nie ausgescholten.

»Lieber Himmel!« Er schlug mit der Faust auf den Tisch. Die Kerzenleuchter erzitterten, und Frances schrak zusammen. »Die Hamiltons haben recht. Du bist zehn Jahre alt und isst wie eine kleine Wilde!« Sie legte ihre Gabel beiseite und warf ihm einen bestürzten Blick zu. Ständig versuchte sie zu vermeiden, ihn zu enttäuschen, und jetzt das! »Wenn ich gewollt hätte, dass du die Manieren einer Fabrikarbeiterin an den Tag legst, hätte ich dich zu unseren Verwandten nach Manchester geschickt und dich dort aufwachsen lassen!«

Er löste das Problem, indem er eine Gouvernante einstellte. Miss Cranbourne ging mit militärischer Entschlossenheit vor. Jeder Aspekt von Frances' Leben wurde gründlich durchleuchtet. Laut der Gouvernante runzelte sie die Stirn, wenn sie sich konzentrierte, schlurfte beim Gehen und ruinierte sich ihre Fingernägel, indem sie daran kaute. Ihre Stimme war zu schrill – ein Zeichen von Eigensinn –, und sie verbrachte zu viel Zeit mit Malen und Tagträumen. Jede Minute ihres Tages wurde jetzt ausgefüllt. Es gab Unterricht im Briefeschreiben, Blumenstecken, Kreuzstichsticken, Häkeln und in der Porträtmalerei.

Etikettehandbücher wurden auswendig gelernt. Darüber hinaus bestickte sie Kissen und Slipper, fertigte Glockenstränge an, bemalte Kaminschirme und modellierte einen ganzen Früchtekorb aus Wachs. Sie presste Blumen und lernte ihre lateinischen Namen. Sie erstand Haarnadeln, Bürsten und Käämme und lernte alles über Ringellocken, Flechtfrisuren und wie sie ihr Haar mit einem Band hochstecken konnte. Um ihre Sommersprossen zu beseitigen – das Resultat eines verlangsamten und schwachen Blutflusses –, wurden ihr kalte Bäder, Buttermilchumschläge und zum Frühstück eine Schale Möhrensuppe verordnet. Sonne war strikt verboten, und die Fenster ihres Schlafzimmers wurden mit Musselin verhängt.

Frances ordnete sich dem Regime der Gouvernante unter – nicht unbedingt deshalb, damit Miss Cranbourne mit ihr zufrieden war, sondern um ihrem Vater eine Freude zu machen und weil sie wusste, dass ihre Cousinen sie weniger hänseln würden, wenn sie imstande war, sich ihnen besser anzupassen. Die meisten Seiten ihres neuen Lebens fand sie lästig und langweilig, doch für eine dieser Neuerungen war sie aufrichtig dankbar. Miss Cranbourne schlug nämlich vor, ein Klavier anzuschaffen, und ihr Vater willigte ein. Ihre Mutter sei eine talentierte Spielerin gewesen, sagte er. Zwei Mal die Woche kam nun ein Lehrer und führte sie in die Musik ein wie in eine fremde Sprache, und wenn Frances spielte, spürte sie, wie das Haus zum Leben erwachte und einen Moment lang zu dem Ort wurde, der es hätte sein können, wenn ihre Mutter noch am Leben gewesen wäre.

Sie war dreizehn, als Edwin Matthews aus Manchester kam, um bei ihnen in London zu leben. Es war ein heißer Sommer, und die Stadt stöhnte unter den erdrückenden

Temperaturen. Von den Straßen zog der Abwassergestank ins Haus, ihre Milch wurde sauer und gerann im Tee, und die Luft draußen war rauchgeschwängert. Ihr Vater hasste die Hitze. Er beschwerte sich ständig, abends käme man sich vor, als würde man in Rom leben, und Frances erinnerte sich an die Bilder, die sie von einem römischen Bad mit einem Boden aus glühend heißem Marmor gesehen hatte.

»Ich möchte, dass du ihm das Gefühl gibst, bei uns zu Hause zu sein.« Ihr Vater schob seinen Teller weg, lehnte sich in seinem Stuhl zurück und zündete sich eine Zigarre an. Jetzt, am Abend, stand das Fenster zur Straße ein Stück offen, und eine leichte Brise bauschte die Gazevorhänge. »Und ich würde auch nicht versuchen, mit ihm über seine Mutter zu sprechen.« Frances wusste allerdings bereits, ohne dass man es ihr hätte sagen müssen, dass tote Mütter kein gutes Gesprächsthema waren.

Sie hatte noch nie zuvor von Edwin Matthews gehört. Er war ein angeheirateter Cousin, in Manchester geboren und mit sechzehn drei Jahre älter als Frances. Seine Mutter hatte sich zu Tode getrunken und ihren Mann mit fünf Söhnen zurückgelassen. Sein Vater, ein Stahlarbeiter, hatte Frances' Vater geschrieben und um Unterstützung gebeten. Edwin arbeite hart, hatte er gesagt, und würde sich bei entsprechender Förderung gut machen. Er traf am heißesten Tag des Jahres mit dem Zug ein, in einem blauen Wolljackett mit großen Schweißflecken unter den Armen. Mit seinem Bücherkoffer und extrem gehemmt und unsicher wirkend stand er vor ihrer Tür: ein hoch aufgeschossener, magerer Junge mit sehr blasser Haut und so feingliedrigen Händen, dass man sie für die eines Mädchens hätte halten können. Sein Gesicht war verschwitzt und glänzte, auf seiner Stirn hatten sich Pickel gebildet und zogen sich bis zur

Nase hinunter. Als Kerrick – in Hemdsärmeln – versuchte, ihm seine Jacke abzunehmen, schüttelte er den Kopf, und das Blut stieg ihm in die Wangen.

Ihr Vater hatte sie gewarnt, er könne sich in einem Londoner Haushalt unbehaglich fühlen, und er behielt recht. Edwin sah aus, als wage er kaum zu atmen, um nur ja nichts umzustößen. Er zog die Schuhe aus, bevor er nach oben ging, er öffnete die Türen mit äußerster Behutsamkeit, und er konnte stundenlang dasitzen und ein Buch lesen, ohne sich zu rühren, außer zum Umblättern der Seiten. Er hielt auf penible Sauberkeit und schrubbte sich vor jeder Mahlzeit die Hände, bis sie rot leuchteten.

In der ersten Nacht, erinnerte sich Frances, hätte er fast das Haus niedergebrannt. Er hatte noch nie gesehen, wie man mit einer Gaslampe umging, und blies die Flamme aus, als er zu Bett ging. Frances wachte auf, weil Kerrick an Edwins Tür hämmerte und ihn lautstark anwies, ja kein Streichholz anzuzünden, sondern sofort herauszukommen. Sie stand oben auf der Treppe und sah zu, wie er Entschuldigungen stammelte. Sein Pyjama war ihm zu klein, die mageren Knöchel ragten unter den Hosenbeinen hervor. Als er bemerkte, dass sie ihn beobachtete, verzerrte sich sein Gesicht vor Scham.

In Gesellschaft war er unbeholfen, ansonsten sehr zurückhaltend; er zog es vor, die Zeit allein mit seinen Büchern statt mit anderen Menschen zu verbringen. Er erinnerte Frances an ein Kind, von dem sie in der Zeitung gelesen hatte. Es hatte bis zu seinem achten Lebensjahr kein Wort gesprochen und dann eines Tages beim Frühstück begonnen, König Lear zu zitieren. Er tat nichts, bevor er sich seiner Sache nicht ganz sicher war, und er beobachtete die Mitglieder des Haushalts aufmerksam, bis er imitieren konnte, wie sie sprachen, gingen, Besuch emp-

fangen und ihren Tee tranken. Innerhalb weniger Wochen gelang es ihm, den Akzent abzulegen, der ihn als Iren auswies. All das war, wie sie später begriff, eine für sein späteres Leben unverzichtbare Ausbildung. Er hätte nicht darauf hoffen können, sich einmal eine erfolgreiche Praxis aufzubauen, wenn er es nicht vermocht hätte, sich in die gute Gesellschaft einzufügen.

Beim Essen fragte ihr Vater ihn über die Familie aus. Es schien Hunderte von Verwandten zu geben, und sie konnte sich die Namen nicht alle merken: die Irvines, die Matthews, die O'Rourkes, die Dohertys, die Connellys und die O'Donnells. Alle hatten ihre eigene Geschichte, und ihr Vater pflegte Edwin aus seinem Schneckenhaus zu locken, indem er ihn ermutigte, seine Meinung zu äußern, etwa über die Hungersnot, die die Generation seines Vaters miterlebt hatte, über das Geprotze und die Gier der englischen Grundbesitzer, über die Slums in Manchester oder auch über die Glückspilze – damit meinte er die Emigranten, die nach Amerika entkommen waren. Es war ein düsteres Bild, das die beiden zeichneten, ein Bild, mit dem Frances nichts zu tun haben wollte. Bevor Edwin zu ihnen gekommen war, hatte sie kaum gewusst, dass irisches Blut in ihren Adern floss, und nun belastete er sie alle mit seinem Gerede von Schmutz, Armut und Verzweiflung.

»Papa, er ist einfach unzivilisiert«, beklagte sie sich bei ihrem Vater, als sie einmal mit ihm allein war. Edwin hatte schlechte Manieren – er benutzte das Buttermesser nicht und schaufelte sich den Zucker mit dem Dessertlöffel in seine Tasse. Ihr Vater war sehr still geworden, doch sie plapperte weiter drauflos und versuchte sich gar an einem Wort, das sie ihrer Cousine Lucille abgelauscht hatte: »Ich will nicht mit einem Afrikanoiden am Tisch sitzen!«

Die Ohrfeige – die erste und einzige, die sie je von ih-

rem Vater bekam – traf sie völlig unverhofft. Sie kam sich vor wie gebrandmarkt. Ihr Vater stapfte aus seinem Arbeitszimmer und ließ sie mit offenem Mund und mit einer sekundlich stärker brennenden Wange einfach stehen. Sie sprachen danach nie mehr darüber, aber Frances erkannte, dass es einen Unterschied zwischen ihr und ihrem Vater gab – vielleicht schon immer gegeben hatte. Und Edwin hatte ihnen diesen Unterschied vor Augen geführt.

Abends nach dem Essen forderte ihr Vater sie oft auf, sich ans Klavier zu setzen. Edwin betrachtete sie dann mit der Faszination eines Sammlers, der ein Stück kostbaren chinesischen Porzellans vor sich sieht. Danach pflegte er ihren Vater zu fragen, ob er mit Frances in der Bibliothek noch eine Partie Schach spielen dürfe. Sie hätte gerne abgelehnt, doch ihr Vater stimmte an ihrer Stelle immer zu. Dies waren die einzigen Gelegenheiten, wo Edwin Selbstvertrauen zeigte. Er sprach so bedächtig mit ihr wie mit einem Schulkind, zeigte ein methodisches Interesse an ihrer Strategie und erklärte ihr die Grundlagen des Spiels, bis sie eine wirksame Verteidigung aufbauen konnte. Er unterwies sie geduldig, ignorierte ihr absichtliches Schweigen, und wenn sie zum Zeichen ihrer Niederlage ihren König auf das Brett legte, setzte er ihr mit pedantischer Befriedigung auseinander, wie sie hätte gewinnen können. Wenn sie von ihren Figuren aufblickte, stellte sie fest, dass er sie mit unverhohlener Neugier beobachtete, als wäre sie eine Gleichung, die ihm, wenn er sie löste, nicht unbeträchtliche Vorteile einbringen würde.

Sie erinnerte sich daran, wie sehr sie ihm sein Eindringen in ihr Leben verübelt hatte, und als er sie Ende des Sommers verließ, weil die Schule wieder begann, war sie froh, ihn los zu sein.

KAPITEL 3

Einem Monat nach der Rückkehr ihres Vaters aus Manchester fuhr Frances durch London, um einen Ball zu besuchen, den die Hamiltons veranstalteten. Es war ein scheußlicher Abend; zum Schutz vor dem strömenden Regen rumpelte die Kutsche mit geschlossenen Fenstern durch die Straßen. Frances war von einer inneren Unrast erfüllt und gab sich alle Mühe, nicht zu zappeln, während Lotta leise vor sich hin schimpfend versuchte, eine lose Haarnadel an ihrer Frisur wieder festzustecken. Endlich gelang es ihr, und ein paar Minuten später wurde das Klappern der Hufe auf dem nassen Pflaster vom Knirschen auf Kies abgelöst. Kutschentüren wurden zugeschlagen, und ärgerliche Rufe erklangen, als gut gekleidete Gäste auf dem Weg von ihrem Gefährt zum Haus vom Regen durchnässt wurden. Kerrick erschien an der Kutschentür und beugte sich triefend über die Stufe, um Frances beim Aussteigen behilflich zu sein. Ihr Blick fiel auf die große Villa, aus deren hohen Fenstern im ersten Stock helles Licht strömte. Es war immer ein seltsames Gefühl, als Gast hierher zu kommen. Ihre Mutter war in diesem Haus aufgewachsen, und dieser Umstand, gepaart mit ihrer angeborenen Scheu vor vielen Menschen, machte sie nervös. Sie holte tief Luft, um zur Ruhe zu kommen, bevor sie ihre Röcke raffte und auf die Treppe zueilte, wo livrierte Lakaien mit gepudertem Haar, die hauptsächlich wegen ihrer attraktiven äußeren

Erscheinung ausgewählt worden waren, Wasser von ihren maßgeschneiderten Jacketts schüttelten.

In der geräumigen Halle drängten sich bereits die Gäste, ihre Stimmen hallten von den Fliesen wider. Noch immer in nasse Pelze gehüllte Frauen mit vor Kälte geröteten Gesichtern hinterließen kleine Pfützen auf dem Boden. Ausgelassen trafen sie in großen Gruppen ein, anscheinend kamen sie direkt von Dinnerpartys, und Frances erkannte, dass sie offenbar als Einzige allein gekommen war. Im Ankleidezimmer herrschte ein Durcheinander aus Begrüßungen, Freudenrufen und den hohen Stimmen einer Schar mit glitzerndem Schmuck behängter junger Mädchen, die durch den Raum wirbelten und alle gleichzeitig zu reden schienen. Frances reichte Lotta ihren Mantel und ihren Schal und betrachtete sich in dem hohen Spiegel. Ihr rotes, kaum zu bändigendes Haar wirkte dank des Kleides aus weißem, getüpfeltem Tüll nicht ganz so grell wie sonst. Der Stoff war auf den Rat ihrer Schneiderin, einer sauertöpfischen Frau mit kneifenden Fingern und einem Mund voller Stecknadeln, in Paris bestellt worden. Sie behauptete stets, über die neueste Mode genauestens informiert zu sein, doch Frances bereute, ihr vertraut zu haben. Inmitten der anderen Mädchen erkannte sie jetzt, dass ihre Röcke zu voluminös und altmodisch waren. Sie wirkte unelegant und hausbacken, so, als wäre sie bereits eine verheiratete Matrone. Zwei Mädchen kicherten, als sie Arm in Arm an ihr vorbeikamen, und in Frances keimte Neid auf die beiden auf. Sie wollte den Ballsaal nicht allein betreten. Erneut fiel ihr Blick auf ihr Spiegelbild, und sie mahnte sich, dass sie hier war, um sich zu amüsieren.

Eine geschwungene Steintreppe führte zu dem großen Saal im ersten Stock, aus dem ihr Musik entgegen schlug. Hinter einer Reihe von Marmorsäulen spielte ein

Streichquartett zu einer Polka auf, und auf der Tanzfläche drehte sich ein Kaleidoskop aus bunten Kleidern, die herein- und wieder herausschwebten. An der mit kunstvoller Stuckarbeit verzierten Decke glitzerten Kristalllüster, und zwischen den Fenstern mit den langen Vorhängen hingen Girlanden aus weißen Rosen und Veilchen. Ein Butler schritt durch den Raum und bot Champagner in silbernen Flötengläsern an. Sie nahm sich eines und führte es an die Lippen. Es war so kalt, dass es sofort beschlug. Wenn sie ihre Tanzkarte ausfüllen wollte, würde sie einigen Herren vorgestellt werden müssen, doch sie konnte ihre Tante nirgendwo entdecken. Frances hatte noch nie mit einem Mann geflirtet, geschweige denn, dass ihr einer den Hof gemacht hätte, und sie empfand vor der Leichtigkeit, mit der Lady Hamilton den Verehrerschwarm ihrer Töchter dirigierte, eine gewisse Ehrfurcht.

Endlich fiel ihr Blick auf ihre älteste Cousine Lucille, eine porzellanpuppenhafte Schönheit mit heller Haut und dunkelblauen Augen. Diese hörte gerade, den Kopf leicht zur Seite geneigt, einer Freundin zu, und ihr bestickter Fächer bewegte sich auf und ab wie der zuckende Schwanz einer Katze. Frances zögerte und war unsicher, ob sie zu ihr hinübergehen sollte. Die Selbstsicherheit, mit der Lucille bei Anlässen wie diesem auftrat, schüchterte sie ein. Ihre Cousine hatte ein untrügliches Gespür für gesellschaftliche Feinheiten, und sie wirkte nie entspannter als inmitten einer Menschenmenge.

»Frances, Schätzchen«, begrüßte Lucille sie, sowie sie ihre Cousine sah, und ließ den Blick über ihr Kleid wandern. »Bist du ganz alleine gekommen?«

»Lotta wartet unten«, erwiderte Frances, obwohl das eigentlich keine Antwort auf Lucilles Frage war.

»Und wie geht es deinem Vater?«

»Gut, danke.« Das entsprach nicht ganz der Wahrheit. Seit seiner Rückkehr aus Manchester war ihr Vater nicht mehr er selbst gewesen, aber Frances hatte keine Lust, mit ihrer Cousine über seine Gesundheit zu sprechen.

»Ha!« Lucilles Lippen öffneten sich triumphierend. »Ich wusste doch, dass ihn die Nachrichten nicht unwerfen würden. Schließlich ist er nicht der Einzige, der investiert hat, obwohl Mutter überzeugt war, auf ihn würde einiges zukommen ...« Sie hob die Hände, um eine Katastrophe unbeschreiblichen Ausmaßes anzudeuten.

»Was für Nachrichten?«, erkundigte sich Frances. Lucille mit ihrem scharfen Ohr für Gesellschaftsklatsch schien immer mehr zu wissen als sie selbst.

»Ja, hast du es denn noch nicht gehört?« Lucille hob die fein geschwungenen Brauen und musterte Frances, die sich nicht zum ersten Mal so vorkam, als würde sie unter einem Mikroskop seziert. Lucille staunte mit der Miene eines Menschen, der soeben eine seltsame neue Spezies entdeckt hatte, über die Naivität ihrer Cousine.

»Oh – es geht nur um ein paar Eisenbahnaktien, die dramatisch an Wert verloren haben. Nichts Ernstes, da bin ich mir sicher.« Sie lächelte versöhnlich, dann schweifte ihr Blick durch den Raum. »Ist das nicht dein Cousin, der vor Jahren einmal eine Zeitlang bei euch gewohnt hat?«

Frances folgte Lucilles Blick, wobei sie versuchte, sich ihre Überraschung über deren Fähigkeit, jeden Gast im Raum sofort richtig einzuordnen, nicht anmerken zu lassen. Dr. Matthews stand allein für sich und starrte sie an. Sein Haar war aus der Stirn zurückgekämmt. Er hielt ihrem Blick einen Moment lang stand und wandte sich dann ab. In ihr wallte Ärger über seine Anwesenheit auf, und sie hoffte, er würde nicht versuchen, mit ihr tanzen zu wollen.

»Ich nehme an, Mutter fühlte sich verpflichtet, ihn einzuladen«, meinte Lucille. »Aus Loyalität deinem Vater gegenüber.«

»Er ist jetzt Arzt«, entgegnete Frances, die sich irgendwie verantwortlich fühlte. »Und lebt am Kap.«

»Du hast mit ihm gesprochen?«

»Er ist vor ein paar Wochen zu uns nach Hause gekommen.«

»Wie war das doch gleich mit den Iren? Gib ihnen den kleinen Finger, und sie nehmen die ganze Hand.«

Frances setzte zu einer scharfen Erwiderung an, doch ihre Cousine kam ihr zuvor. »Oh, Frances, *bitte*.« Sie legte ihr eine Hand auf den Arm. »Du solltest nicht immer alles so ernst nehmen.«

»Frances?« Ihre Tante unterbrach sie, um sie einem beleibten Mann um die fünfzig vorzustellen, der so stark schwitzte, dass ihm das Haar auf der Stirn klebte und sich unter seinen Armen dunkle Flecken gebildet hatten.

»Hat nie geheiratet, aber nicht, weil es ihm an Geld fehlt«, flüsterte Lucille Frances ins Ohr, als er sie zur Tanzfläche führte.

»Zu verdammt heiß«, schnaufte der Mann, lächelte Frances an und stopfte seine Handschuhe in die Taschen, bevor er ihre Hand mit einer fleischigen, feuchten Pranke umschloss. Dann musterte er über ihre Schulter hinweg die Gesichter der anderen Gäste. »Bemerkenswert, wer heute alles durch Abwesenheit glänzt«, stellte er fest.

»Wie meinen Sie das?«

»Der Börsenkrach. Northern Pacific Railway.« Wieder lächelte er. »Deswegen haben sich ein paar ehrenwerte Gentlemen heute Abend mit Kopfschmerzen ins Bett gelegt.«

Als derselbe Mann eine Stunde später erneut mit ihr

tanzen wollte, schützte Frances Schwindelgefühle vor und schlenderte in den Nachbarraum. Hier stand eine Unmenge von Leckerbissen bereit. Die Tische waren mit Geleetörtchen, Gebäck, Kirschbiskuits und Kuchen in leuchtenden Farben beladen, darüber hinaus gab es Perlhühner, Schinken und kalte Zunge. Ein riesiger Lachs sah aus, als habe sich eine Katze darüber hergemacht, das weiche rosafarbene Fleisch war gierig unter der silbrigen Haut weggerissen worden. Männer und Frauen saßen in kleinen Grüppchen beieinander, hielten silberne Gabeln in den Händen und betupften sich die Münder mit weißen Dreiecken. Die Vorstellung, sich allein zum Essen hinsetzen zu müssen, war ihr unangenehm. Sie erwog, sich ganz zu verabschieden, aber das käme dem Eingeständnis gleich, sich nicht gut unterhalten zu haben. Sie wollte eigentlich nur ein paar Minuten allein sein. Die Tür zu der Bibliothek auf der anderen Seite des Flurs stand einen Spaltbreit offen, also ging sie hinüber und trat ein.

Die Wände waren mit grauem Eichenholz getäfelt; in den bogenförmigen Nischen zogen sich Bücherregale vom Boden bis zur Decke. Ledergebundene Bände bildeten ordentliche, vollkommen symmetrische Reihen. Sie ging über einen kunstvoll geknüpften türkischen Läufer zu einem der beiden Fenster, die zum hinteren Teil des Hauses hinausgingen. Die Läden waren geschlossen. Frances stieß einen davon auf. Das massive Holz fühlte sich überraschend leicht in ihrer Hand an. Sie legte den Kopf einen Moment lang gegen das Glas und genoss die kühle Glätte an ihrer Stirn. In dem stillen Raum konnte sie die Klänge eines Walzers hören, das Stimmengewirr, als die Musik verstummte, und dann das rhythmische Schleifen von Füßen auf dem Marmorboden, als sie wieder einsetzte.

Jetzt reinklicken!

„Sind Sie auch
Vielleser,
Bücher**fan** oder
Hobby**re**zensent?“

„Dann **lesen**,
kommentieren und
schreiben Sie mit auf
vorablesen.de!“

Jede Woche vorab in brandaktuelle Top-Titel
reinlesen, Leseindruck verfassen, Kritiker werden
und eins von 100 Vorab-Exemplaren gewinnen.



vorablesen

Neue Bücher vorab lesen & rezensieren